

Christoph Rodatz, Uta Atzpodien, Christian Berens, Sebastian Brohn,  
Anna Bründl, M Hasan Hera, Moritz Kotzerke, Walbrodt (Hg.)

# SOLIDARISCHE MITTELVERGABE

Neue Perspektiven für die  
Zusammenarbeit in der freien Kunstszene

A photograph of an outdoor public space. The background is a large, textured wall with a mix of light and reddish-brown tones. In the foreground, there are several pieces of furniture: a wooden chair with a white seat, a black chair, and a blue bench. The ground is paved with small stones. On the right side, there is a green tree and a blue bench. The overall scene is a public area with modern, minimalist furniture.

[transcript] Public Interest Design

## Aus:

*Christoph Rodatz, Uta Atzpodien, Christian Berens, Sebastian Brohn, Anna Bründl, M Hasan Hera, Moritz Kotzerke, Walbrodt (Hg.)*

### **Solidarische Mittelvergabe**

Neue Perspektiven für die Zusammenarbeit  
in der freien Kunstszene

Juli 2023, 284 S., kart., 41 SW-Abb.

39,00 € (DE), 978-3-8376-6852-0

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

PDF: ISBN 978-3-8394-6852-4

Die Covid-19-Pandemie hat das Leben freier Künstler\*innen noch stärker prekariert, als es bereits zuvor der Fall war. Solidarität und Zusammenarbeit in der freien Szene sind daher wichtiger denn je. Doch was heißt es eigentlich, solidarisch zu sein? Kann die Förderung der freien darstellenden Kunst solidarisch sein? Was bedeutet es, Geld zu verteilen, und warum ist die aktuelle Vergabe von Mitteln wenig solidarisch? Die Beiträger\*innen fassen die Ergebnisse einer regelmäßigen, über zwei Jahre andauernden Diskussion um diese Fragen zusammen. Dabei stellen sie beziehungsorientierte Alternativen vor, um Kunstförderung neu zu organisieren – ein unabdingbarer Schritt hin zu einer fairen und gerechten Kulturlandschaft.

**Christoph Rodatz** ist Juniorprofessor für Medienästhetik und Leiter des Masterstudiengangs Public Interest Design an der Bergischen Universität Wuppertal.

**Uta Atzpodien** (Dr. phil.), geb. 1968, ist Dramaturgin, Kuratorin und Autorin. Mit transdisziplinären (künstlerischen) Impulsen engagiert sie sich für einen gesellschaftlich nachhaltigen Wandel und eine kreative Stadtentwicklung.

**Christian Berens** arbeitet in Feldern der künstlerischen Gestaltungsforschung mit Mitteln der explorativen Stadterkundung, naiven Bauten und partizipativen Aktionsforschungen an Teilhabe-, Versammlungs- und Austauschformaten.

**Sebastian Brohn** ist gelernter Sozial- und Theaterpädagoge sowie Medienkulturwissenschaftler und arbeitet als Dramaturg am Ringlokschuppen Ruhr.

**Anna Bründl** (M.A.), geb. 1981, ist Dramaturgin und Kuratorin und arbeitet für das Impulse Theater Festival.

**M Hasan Hera**, geb. 1979, studierte Ingenieurwissenschaften mit dem Schwerpunkt auf Elektrotechnik und Kommunikation. Er wirkte am Ringlokschuppen Ruhr an mehreren Projekten mit.

**Moritz Kotzerke** ist freier Künstler und Aktivist für gute Arbeit. Er interessiert sich für die Frage, wie Beziehungsarbeit innerhalb der freien Szene gestaltet werden kann, wie sich die freie Szene dabei politisch organisieren kann und welche strukturellen Bedingungen diese Prozesse erschweren.

**Walbrodt**, geb. 1964, arbeitet als Bildender Künstler an der Erweiterung des Kunstbegriffs.

Weitere Informationen und Bestellung unter: [www.transcript-verlag.de/978-3-8376-6852-0](http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-6852-0)

# INHALT

Einleitung  
7–9

SOLIDARITÄT UND  
MITTELVERGABE –  
BESTIMMUNGEN,  
ANALYSEN  
UND REFLEXIONEN

Pierre Smolarski  
Kritik der Solidarität  
12–19

Eva Busch  
It's all about  
the give n take  
20–27

Christoph Rodatz  
Solidarische Mittel-  
vergabe – eine Utopie?  
28–49

Bini Adamczak / Sebastian Brohn  
Reden wir über Geld!  
50–61

Ulrike Seybold  
Aus dem Innenleben  
eines Multifunktions-  
scharniers  
62–71

Christoph Rodatz  
Blühende Kulturland-  
schaften im Zeitalter  
der Instabilität  
72–87

SOLIDARISCHE  
MITTELVERGABE –  
ANSÄTZE, VISIONEN  
UND REFLEXIONEN

Sebastian Brohn  
Wieso Solidarität?  
90–107

Moritz Kotzerke  
Open doors policy now!  
108–123

M Hasan Hera  
The way of solidarity  
124–139

Omar Mohamad  
Wir wissen nicht, wo  
wir gerade sind und wie  
es weitergehen soll  
140–145

Walbrodt  
Spielanleitung zur Gestal-  
tung von Atmosphären  
für eine solidarische Mit-  
telvergabe  
146–167

Christian Berens  
Förderlandschaften  
168–183

Moritz Kotzerke  
Vermissen,  
Frustrieren, Umsorgen  
184–193

SOLIDARITÄT –  
AUS DER PRAXIS

Khosrou Mahmoudi  
Ein Text über Solidarität  
196–199

Lana Horsthemke  
Was ist uns das wert?  
200–211

Anne Mahlow / Emel Schattner  
Ein Liebesbekenntnis  
zum Commoning  
212–231

Uta Atzpodien  
Solidarisches Miteinander  
232–243

Anna Bründl  
Wem gehört die  
Institution?  
244–251

Kathleen Battke  
Als wir noch konkurrierten  
252–255

Johanna Bialek / Moritz Kotzerke  
Geld ist etwas,  
worüber man spricht  
256–273

Julia Nitschke  
Gedanken über das  
professionelle Abhängen  
274–281

# SOLIDARISCHE MITTELVERGABE

Stell dir vor, Kunstförderung wäre anders als bisher üblich. Anstatt einer externen Expert\*innen-Jury, die entscheidet, welche Projekte gefördert werden und welche nicht, treffen sich alle Antragstellenden und diskutieren, streiten, hören zu, lernen (sich kennen) und entscheiden gemeinsam, wie das Geld für ihre Vorhaben vergeben und benutzt wird. Dürfen wir vorstellen: Die solidarische Mittelvergabe!<sup>1</sup>

Wir – das ist eine Gruppe von Kunst- und Kulturarbeitenden aus der freien Szene – setzen uns mit der Frage auseinander, welche beziehungsorientierte Alternativen es gibt, Kunstförderung zu organisieren. Von Frühjahr 2020 bis Anfang 2022 trafen wir uns regelmäßig und in unterschiedlichen Konstellationen und bearbeiteten die Frage, wie sich die zeitgenössische Kunstförderpraxis der darstellenden Künste erfassen und transformieren lässt.

Ab Januar 2021 wurde der Prozess finanziell gefördert und unter dem Titel *Take that money and run together! Die Konferenz der solidarischen Mittel* projektiv betrieben. Selbstgewählter Arbeitsauftrag war die Untersuchung und Versammlung von Praktiken des solidarischen Handelns sowie eine Bearbeitung des Orientierungsbegriffs „Solidarität“ aus der Perspektive von freischaffenden Kulturarbeitenden. Auf dieser Grundlage sollte die Praxis der gemeinsamen Mittelvergabe weiterentwickelt und getestet werden.

Der Titel *Solidarische Mittelvergabe* ist ein Überbleibsel des ursprünglichen Plans eine *Konferenz der solidarischen Mittel* abzuhalten und so den Rechercheprozess mit einem Zusammentreffen und Austausch abzuschließen. Aus Gründen der Krise der physischen Versammlung, ausgelöst durch die Corona-Pandemie, ist nun anstelle einer Konferenz eine Korrespondenz aus Texten und Bildern entstanden. Wir haben uns bewusst für einen heterogenen Charakter dieser Publikation entschieden.

<sup>1</sup> In dem Vorgängerprojekt *Wem gehört die Kunst* hieß das dort entwickelte Vergabeverfahren von Geldern noch „Gemeinsame Mittelvergabe“. Wir sind im Prozess der Entstehung dieser Publikation dazu übergegangen, das „Gemeinsam“ durch „Solidarisch“ zu ersetzen, da es für uns den inhaltlichen und politischen Kern des Vorgangs somit in den Vordergrund rückt. Zudem ist das Solidarische per se eine Beziehungskategorie, innerhalb der das „Gemeinsame“ eben auch mit zum Ausdruck kommt (vgl. <http://wemgehoertdiekunst.de>, Abruf: 18.01.2023).

Der Begriff der Solidarität wird aus den unterschiedlichsten Perspektiven beleuchtet, um verschiedene Stimmen hörbar zu machen.

Eine erste Fassung dieses Buches wurde unter dem Titel *Take that money and run together!* im Spätherbst 2021 fertiggestellt. Die in kleiner Auflage gedruckte Textsammlung erfuhr eine für uns unerwartete Aufmerksamkeit, weshalb wir uns entschieden, sie „so richtig“ zu veröffentlichen. In der Zwischenzeit hat sich viel getan. Auf dem Schauplatz der Veröffentlichung sind vier neue Texte hinzugekommen und fast alle anderen wurden überarbeitet. Auf dem Schauplatz der Welt hat im Februar 2022 Wladimir Putin mit seinem Angriffskrieg gegen die Ukraine die von vielen erhoffte vermeintliche „Normalisierung“ erneut in die Ferne rücken lassen. Die gestiegenen Preise für Energie und die Auswirkungen auf die Volkswirtschaft betreffen sowohl die Institutionen als auch die Künstler\*innen. Auf der politischen Ebene beginnt ein Ringen um die finanzielle Situation in den Haushalten. Die Aussicht, dass Kultur und Kunst mit Einsparungen rechnen müssen, wächst. Ein erstes Anzeichen ist das Auslaufen der Hilfsfonds von Bund, Land und den Kommunen im Jahr 2023. Dazu passte dann auch – fast zeitgleich zur Verabschiedung des Bundeshaushaltes – das von Expert\*innen verkündete Ende der Pandemie zum Jahreswechsel 2022/23. Die Zeichen sind eindeutig, der Anschluss an das Jahr 2019 wird gesucht und zumindest in Bezug auf die Förderung der Freien Szene auch vielerorts umgesetzt.

Doch kann niemand so tun, als sei nichts gewesen und alle können wieder dort anschließen, wo wir im Frühjahr 2020 abrupt aussetzen mussten. Die letzten drei Jahre haben eine Dynamik unter Kunstschaffenden hervorgebracht, die nicht nur zu einer – dank der Hilfgelder – hohen Produktivität geführt haben, sondern auch Grenzen der Bereitschaft zeigen. Personen, die im Umfeld der freien Künste professionell arbeiten, sind nicht mehr gewillt, sich einfach so in den vorpandemischen prekären „Normalzustand“ zurückzugeben, sie wollen angemessen bezahlt werden, sie wollen ihre Kunst als Beruf und nicht nur projektweise ausüben und sie wollen die ihnen zugesprochene Systemrelevanz auf allen Ebenen erfahren und „er-leben“ dürfen. Zum Ausdruck kommt hier etwas, das in den Diskursen der freien darstellenden Künste schon in vorpandemischen Zeiten kritisch beäugt wurde, weshalb dann in Zeiten des Lockdowns der von Sarah Pantuliano entliehene Slogan: „We won’t get back to normal because normal was the

problem<sup>2</sup>, aufgegriffen wurde. Etwa auf dem Favoriten Festival 2022 mit dem Titel: „No return to normal“<sup>3</sup>.

Mit dieser Sammlung von Texten haben wir in Buchform ein Fundament geschaffen, in dem wir den Begriff der Solidarität aus diversen Perspektiven beleuchten. Hier finden sich versammelt biografische Betrachtungen, wissenschaftliche Analysen und Bestimmungen, essayistische Kommentare, Praxisberichte oder auch bildnerische Ansätze. Die Konferenz der solidarischen Mittel als Präsenzveranstaltung steht noch aus und die Entwicklung alternativer und solidarischer Mittelvergaben letztlich auch. Denn das hat uns die Pandemie auch gelehrt: Solidarisches Handeln funktioniert dann am besten, wenn man zusammenkommt und sich begegnet. Denn nur im gemeinsamen Raum der Auseinandersetzung ist es möglich, sich um ein Anliegen herum zu versammeln, ein gemeinsames Interesse zu ermitteln, zu erstreiten und Entscheidungen zu treffen.

Insofern sehen wir – die Herausgeber\*innen von *Solidarische Mittelvergabe* – es als wünschenswerten nächsten Schritt, die hier versammelten Texte nicht nur zu diskutieren, sondern sie als Anlass zu nehmen, das eigentliche Ziel doch noch einmal ins Auge zu fassen: Die Entwicklung und Erprobung einer alternativen und solidarischen Versammlung zur Vergabe von Mitteln in den Freien Darstellenden Künsten.

- 2 Pantuliano, Sarah: Covid-19: We won't get back to normal because normal was the problem, <https://odi.org/en/insights/covid-19-we-wont-get-back-to-normal-because-normal-was-the-problem>, ohne Datum, (Abruf: 18.01.2023).
- 3 <https://favoriten-festival.de/das-festival/>, (Abruf: 18.01.2023).

SOLIDARITÄT  
UND  
MITTELVERGABE

—

BESTIMMUNGEN,  
ANALYSEN UND  
REFLEXIONEN

12 — 87

# KRITIK DER SOLIDARITÄT

Pierre Smolarski

Als ich in Mexiko zu einem Vortrag war, erlebte ich folgende Situation. Ein Rollstuhlfahrer stand an einer Treppe zum Bahnsteig. Es gab für ihn keine Möglichkeit hinunterzukommen, keinen Fahrstuhl, keine Rollstuhlgerechte Rolltreppe oder anderweitige Möglichkeit. Aber er stand dennoch nicht lange, nur wenige Sekunden. Ein Mann – vielleicht sein Begleiter – piffte sich drei andere Männer aus dem Zustrom der Reisenden herbei, sie packten den Rollstuhl samt Fahrer an und trugen ihn hinunter. Die ganze Aktion dauerte keine Minute. Ein Akt gelebter, alltäglicher Solidarität. Wäre dieser bei uns möglich gewesen? Ich denke: Nein. Aus mehreren Gründen. Der Hauptgrund ist sicherlich, dass in aller Regel die Notwendigkeit hierfür fehlt. Wir haben an allen Bahnsteigen einen funktionierenden Fahrstuhl und sollte das mal nicht so sein, gehen doch alle Reisenden davon aus, dass es so ist. Wir können hieraus eine erste Folgerung ziehen: Notwendigkeit muss nicht nur faktisch gegeben sein, sie muss auch wahrnehmbar sein. Die wahrnehmbare Notwendigkeit muss zum Common Ground der solidarischen Handlung aller Beteiligten gehören. Wenn darüber keine Einigkeit bereits im Voraus herrscht, sondern diese erst diskursiv hergestellt werden muss, wird es nicht nur schwieriger, sondern in jedem Falle wesentlich länger, bis eine gemeinsame Handlung möglich wird. Aber es gibt noch einen anderen Grund: Solidarische Hilfe ist eine Zumutung. Der Rollstuhlfahrer hätte sich nicht aussuchen können, wer genau ihm hilft, wer mit anpackt und wer ihm also bis auf Reichweite nahekommt. Er ist dieser Hilfeleistung ausgeliefert. Es ergeben sich zwei weitere Folgerungen: Solidarische Hilfe ist zum einen an das Eingeständnis der eigenen Hilfsbedürftigkeit gebunden und zum anderen muss zugelassen werden, dass gesellschaftlich praktizierte Abstandsregeln gebrochen werden. Beides gefährdet die Integrität der Person und womöglich auch ihre Würde. Ein funktionierender Fahrstuhl würde die solidarische Hilfe unnötig und auf längere Sicht sicherlich auch unmöglich machen, aber die Würde und Integrität der Person wahren.

Er verspricht Selbstbestimmung: Ich brauche zum Erreichen meiner Ziele keinen anderen, der diese Ziele teilt. Weder müssen andere meine Ziele kennen, noch für legitim oder unterstützungswürdig erachten.

Solidarität ist hingegen die „Bereitschaft, sich für gemeinsame Ziele oder für Ziele anderer einzusetzen, die man als bedroht und gleichzeitig als wertvoll und legitim ansieht“<sup>1</sup>. Solidarität ist damit ein gemeinschaftsbildendes Prinzip und als solches wichtig. Es ist aber keineswegs ein einfaches Prinzip, eben weil es mit anderen, ebenso basalen Bedürfnissen – etwa dem nach Selbstbestimmung – in einem spannungsreichen Verhältnis steht. Der Begriff „Solidarität“ kommt vom lateinischen „solidus“ und bezeichnet etwas, das dicht, fest, gediegen und ganz ist. Ins Gesellschaftliche übertragen meint Solidarität eine feste Bindung und im juristischen Gebrauch – woher der Begriff ursprünglich stammt – bedeutet diese feste Bindung eine gemeinsame Haftung für Schulden. Eine Solidargemeinschaft ist eine Schuldnergemeinschaft, bei der es jedem einzelnen nicht möglich wäre, die Schuld „in Solidum“ (fürs Ganze) zu tragen. Unsere Sozialversicherung oder unser Rentensystem sind in diesem Sinne solidarisch. Der große Vorteil solidarischer Systeme – im Gegensatz zu solidarischen Alltagshandlungen – scheint zu sein, dass diese auch ohne eine ständige Vergewisserung über die gemeinsamen Ziele und deren Legitimität auszukommen scheinen, allerdings macht sie dies auch anfälliger für einen schleichenden Verfall. Abseits der Systemimplementierung des Solidaritätsprinzips gibt es aber auch immer wieder die Forderung oder den Wunsch nach einer solidarischeren Gesellschaft, nach mehr gelebter Solidarität.

In diesem Text soll es darum gehen, die Bedingungen der Möglichkeit von Solidarität genauer zu befragen und eine solche Befragung nach den Möglichkeitsgründen ist letztlich der Kern einer kritischen Position. In diesem Sinne geht also um eine Kritik der Solidarität.

## Ein Kampfbegriff

Der politisch-gesellschaftliche Begriff der Solidarität ist nicht zu trennen, von der sozialistischen und kommunistischen Arbeiter\*innenbewegung. Erst in diesem historischen Setting bekommt dieser Begriff eine politische Schärfe, wenngleich diese Schärfe – man kann das als einen Pyrrhussieg der Arbeiter\*innenbewegung beschreiben – heute weitestgehend

1 Wildt, Andreas: Solidarität. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 9, Darmstadt 1995, Sp. 1004–1015, Hier: Sp. 1004.

verschwunden ist. Seitdem alle davon reden, kann man sagen: „Solidarität wird so leicht zu einem bloßen Schlagwort, das vorzüglich Sonntagsreden, Kongresse und Sammelbände ziert.“<sup>2</sup>

Zentral aber für den starken Solidaritätsbegriff ist es, dass er als ein Teil einer Strategie im Kampf gegen Ungerechtigkeit, Ausbeutung und herrschende Mächte verstanden werden muss. Solidarisch müssen die Schwachen miteinander sein, die Opfer von Unrecht, Ausbeutung und Unterdrückung, um miteinander die Stärke zu haben, gegen diese Demütigungen anzukämpfen. Solidarität setzt gleichermaßen eine Notlage voraus, wie es einen Kampf „Wir“ gegen „Sie“ impliziert. Diese Herkunft muss man vor Augen haben, wenn von Solidarität die Rede ist, denn allzu oft wird heute salopp und fast in einer deplatzierten Ponyhofrhetorik darüber gesprochen. Der spätere erste Präsident der bayrischen Räterepublik Kurt Eisner bringt es in einem privaten Brief ganz treffend auf den Punkt: „Nein, nichts mehr von Liebe, Mitleid und Barmherzigkeit. Das kalte, stahlharte Wort Solidarität [...] ist in dem Ofen des wissenschaftlichen Denkens geglüht.“<sup>3</sup> Das Eingangsbeispiel des Rollstuhlfahrers in Mexiko ließe sich vor diesem Hintergrund wohl besser unter Mitleid und Barmherzigkeit fassen als unter Solidarität. Zu echter Solidarität würde es wohl erst dann reichen, wenn nicht bloß die individuelle Notlage des Rollstuhlfahrers gelöst würde, sondern die allgemeine Notlage von Behinderten angegangen wird. Für erstere reicht Mitgefühl, für zweite aber braucht es eine Organisation und ein Disziplinierungsprinzip, das diese Organisation zusammenhält, nämlich Solidarität. Die gemeinsam geteilte oder – letztlich solidarische – Identifikation mit einer wahrnehmbaren Notlage schafft die Voraussetzung für gemeinsame Interessen. Diese Notlage schafft das „Wir“ mit entsprechenden „Wir-Intentionen“. Und aus der breiteren Analyse dieser Notlage, die über eine individuelle Bewältigung hinausgeht – also über das Mitgefühl mit der/m konkreten Rollstuhlfahrer\*in, den/die man hinunterträgt – erwächst zugleich das „Sie“, gegen das man sich im Kampf verbrüdet. Eine universelle Solidarität mit Menschen überhaupt ist vor diesem Hintergrund kaum machbar. Sie ist theoretisch denkbar, wird aber immer der Durchschlags- und Überzeugungskraft entbehren, die die Solidarität mit einer bestimmteren Gruppe durchaus entfalten kann. Es ist, wie Richard Rorty darlegt, das spezifisch christliche Erbe, das auch noch in seiner säkularisierten Form – etwa bei Immanuel Kant – eine universelle Solidarität einfordert. Rorty schreibt:

2 Wildt 1995, Sp. 1008.

3 Eisner, Kurt, zit. nach Wildt 1995, Sp. 1007.

Aus christlicher Sicht ist die Neigung, sich enger mit Menschen verbunden zu fühlen, mit denen wir uns in der Phantasie leichter identifizieren können, beklagenswert, sie ist eine Versuchung, der man nicht nachgeben darf. Es gehört zum christlichen Ideal moralischer Vollkommenheit, alle Menschen, auch die Aufseher in Auschwitz oder auf dem Archipel Gulag, als Mit-Sünder zu behandeln. Heiligkeit erreicht ein Christ nicht, solange er sich noch einem Kind Gottes mehr verpflichtet fühlt als dem anderen.<sup>4</sup>

Solidarität ist glatt das Gegenteil dieses Ideals, Heiligkeit erreicht hier niemand, denn: Solidaritätsgefühle hängen davon ab,

Welche Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten uns besonders auffallen, und [...] der Grad der Auffälligkeit [hängt] wiederum [davon ab], was vom Scheinwerferlicht eines historisch kontingenten abschließenden Vokabulars erfasst wird.<sup>5</sup>

Ein „Vokabular“ ist bei Rorty – grob vereinfacht gesagt – eine historisch bedingte Sicht- und Ausdrucksweise unserer Wahrnehmungen. Was wir wahrnehmen und wie wir es wahrnehmen und insbesondere, ob wir etwas als demütigend oder als Notlage wahrnehmen, hängt von den historischen Bedingtheiten ab, die für Rorty allesamt kontingent sind. Es gibt also keinen „Kern der Dinge“, keine „Essenz“, kein „Eigentliches“ und kein „wahres Wesen“. Es gibt nur sich wandelnde Wahrnehmungen, die sich in einem Vokabular, als einer Art und Weise die Phänomene zu besprechen, verfestigt. Ein Vokabular das stets als abgeschlossen, als fertig gilt und doch nie fertig ist, unabschließbar. In einer bestimmten historischen Situation wird es vor dem Hintergrund eines erneuerten Vokabulars Menschen möglich, Ähnlichkeiten zwischen sich und anderen als stärker wirkend wahrzunehmen als die dennoch bestehenden Unähnlichkeiten und sich schließlich über Grenzen hinweg, die nun keine mehr sind, zu solidarisieren. So können Standesunterschiede genauso in den Hintergrund treten, wie religiöse, geschlechtliche oder anderweitige Differenzen. Nichtsdestotrotz bleibt auch bei Rorty die Identifikation und damit das politische Gewicht der Solidarität dort am stärksten, wo das „Wir“ konkret fassbar wird. Ein Beispiel macht das gut deutlich.

<sup>4</sup> Rorty, Richard: Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt am Main 1989, S. 308.

<sup>5</sup> Rorty 1989, S. 309.

Betrachten wir noch ein letztes Beispiel, die Einstellung heutiger amerikanischer Liberaler gegenüber der unendlichen Hoffnungslosigkeit und dem Elend im Leben der jungen Schwarzen in amerikanischen Großstädten. Sagen wir, dass diesen Jugendlichen geholfen werden muss, weil sie unsere Mitmenschen sind? Mag sein, aber moralisch und politisch überzeugender ist es, sie als unsere *amerikanischen* Mitbürger zu bezeichnen – darauf zu insistieren, dass es empörend ist, wenn ein *Amerikaner* ohne Hoffnung lebt. Mit diesen Beispielen will ich zeigen, dass unser Solidaritätsgefühl am stärksten ist, wenn die, mit denen wir uns solidarisch erklären, „zu uns“ gehören und „wir“ etwas enger Begrenztes als die Menschheit<sup>6</sup> ist. Das kommt daher, dass die Begründung „weil sie ein Mensch ist“ eine schwache, nicht überzeugende Erklärung für eine großzügige Handlung liefert.<sup>7</sup>

Man kann eine solche Position sicherlich vor dem Hintergrund des oben skizzierten christlichen Ideals für fragwürdig oder sogar unmoralisch halten, aber Rorty ist sicherlich darin zuzustimmen, dass die Erfolgchancen auf echte Solidarität umso größer sein werden, wenn die Gruppe klarer konturiert ist und das „Wir“ zugleich näher am „Ich“ steht. „Einer von uns“ kann vieles sein: Ein Klubmitglied, ein Arbeitskollege oder eine Arbeitskollegin, ein Schicksalsgenosse als Vater oder -genossin als Mutter kleiner Kinder, als Mensch aus demselben Dorf etc. Hieraus ergibt sich eine spannungsreiche Position von Solidarität und Inklusion. Da Solidarität ein zutiefst exklusives Unterfangen zu sein scheint, dass umso stärker wirkt, je exklusiver das „Wir“ ist, kann eine inklusive Solidarität schlichtweg nicht funktionieren. Aber das müssen wir genauer fassen, weil es sonst leicht missverstanden wird. Zunächst gilt festzuhalten: Der Zweck solidarischen Handelns ist die Inklusion. Solidarisches Handeln wird vor dem Hintergrund einer Notlage notwendig, die letztlich dadurch entstanden ist, dass bestimmte Interessen von bestimmten Gruppen nicht hinreichend in unser abschließendes Vokabular inkludiert sind. Sie werden missachtet, woraus sich echte Not, Demütigung und schmerzhafte Erfahrung entwickeln. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen schließen sich Menschen auf Zeit für ein bestimmtes Ziel zusammen,

6 Alternativ zur Deutschen Originalübersetzung von Christa Krüger haben die Herausgeber\*innen *human race* mit *Menschheit* übersetzt.

7 Rorty 1995, S. 308.

solidarische Kampfgenossen in einer Haftungsgemeinschaft. Ihre Ziele sind durch die Notlagen definiert, die zugleich das „Wir“ konstituieren. Es gilt daher auch: Eine inklusive Erweiterung dieses „Wir“ bis hin zu „Menschen im Allgemeinen“ oder dem kantischen „vernunftbegabte Wesen“ kann dieses „Wir“ in seinem Bindungscharakter eigentlich nur schwächen. Solidarität scheint daher der gemeinsame Kampf einer exklusiven Gruppe um die Inklusion ihrer legitimen Interessen.

## Alles hat ein Ende

Aus dem Gesagten wird zudem klar, dass Solidarität kein Dauerzustand sein kann. Jeder Kampf endet doch schließlich irgendwann: sei es nun siegreich, oder er geht verloren, oder aber transformiert sich. Der Sieg ist dabei sicherlich das unrühmlichste Ende einer Solidargemeinschaft. Bündnisse, die zu ihrem Zweck gelangen, und die nur zustande kamen, weil man die Zumutungen des Bündnisses in Anbetracht der Notlage auf sich nahm, zerfallen mitunter schon beim ersten Anzeichen des Sieges. Nun gibt es aber Dauernotlagen: Das Risiko des Todes, der Arbeitslosigkeit und schwerer Krankheit ist für uns bis heute ein Risiko, das wir allein nicht tragen können. Gleiches gilt auch für eine Vielzahl anderer Risiken, etwa den Risiken, die mit der Elternschaft verbunden sind. Bei solchen bietet es sich scheinbar an, die Solidarität vom Gefühl und der konkreten Wahrnehmung abzukoppeln und ins Systemische zu verlagern, Organisationen und Institutionen zu bilden. Wie man diese Einrichtungen gegen unermüdlichen Sparwillen derjenigen schützt, die meinen, sie selbst seien nicht auf andere angewiesen, ist eine Frage, die ich hier nur stellen will, aber nicht beantworten kann. Da auch Institutionen nicht ahistorisch sind und also genauso verschwinden können, wie sie auch entstanden sind, wird es immer wieder auch hier solidarischen Kampfgeist brauchen.

Ich möchte zum Abschluss aber noch eine utopische Provokation formulieren: die ideale Welt ist vollkommen unsolidarisch. Mit der Solidarität verhält es sich wohl so, wie mit dem Mut. Wir sind froh, wenn der Kelch an uns vorübergeht und wir nicht unseren Mut beweisen mussten, wenn es nicht auf unsere Courage ankam. Mut ist ein Kompensationsmittel in unsicherer Lage, es wird notwendig, wo Gewissheiten fehlen, und die Not zugleich zu einer Entscheidung drängt. Das will niemand freiwillig und wer es freiwillig will, den nennen wir wagemutig, tollkühn, verrückt. In einer idealen Welt, einer Welt ohne Nöte, einer Welt mit intakten Fahrstühlen am passenden Ort, mit sauberen und perfekten

Lösungen für alle potenziellen Probleme just in time, in einer solchen Welt bräuchten wir einander nicht mehr – eine schöne, neue Welt. Es bliebe dann von der Solidarität nur das übrig, was an ihr klebrig, übergriffig, einengend und fremdbestimmt ist. Sie wäre eine Last. Zum Glück eine unnötige Last. Wahrscheinlich wäre es eine Welt, in der das abschließende Vokabular kein Wort mehr für Einsamkeit hätte, die zwar überall herrschte aber doch aus dem Sagbaren ausgeschlossen bliebe. Im Sinne der Solidarität sollten wir in Richtung der Technolog\*innen, der Wissenschaftler\*innen und Gesellschaftsoptimierer\*innen fordern: Schafft alle Probleme fort, aber lasst bei euren immer besseren Lösungen menschlicher Probleme ein bisschen Not übrig, auf das wir uns solidarisieren können.

**Literaturangaben:**

Wildt, Andreas: Solidarität. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 9, Darmstadt 1995, Sp. 1004 – 1015.  
Rorty, Richard: Kontingenz, Ironie und Solidarität, Frankfurt am Main 1989.